GUTE LEHRER

Tellkampfschule, Hannover: Biologielehrer Rainer Gerasch mit Schülern eines Grundkurses. Mit diesem und den folgenden Porträts zeigen wir einige der beliebtesten Lehrer Deutschlands, ausweislich des Schülerportals www.spickmich.de. Sie werden auf Seite 46/47 genauer vorgestellt

Die Bildungschancen unserer Kinder hängen nicht von der nächsten Schulreform ab. Nicht von der Klassenstärke, nicht von der Ausstattung des Chemielabors, nicht vom gestrichenen 13. Schuljahr. Was wirklich zählt, sind die Menschen, die vor der Tafel stehen. Warum reden wir viel zu wenig darüber, wie entscheidend jeder Lehrer ist? Und dass dieser Beruf die Besten der Besten anlocken sollte?

Von **Christoph Kucklick** (TEXT), **Andi Cortellini** und **Ursula Sprecher** (FOTOS)

SIE
JA!
Wir auch!
DAGEGEN!
Politiker
ja!
hmm
DAGEGEN!

Anton-Philipp-Reclam-Gymnasium, Leipzig: Gemeinschaftskundelehrerin Steffi Kruschel mit Schülern ihrer Kurse

Heinrich-Böll-Schule, Hattersheim: Musiklehrer Michael Moje mit seiner Abschlussklasse 10

**Geschwister-Scholl-Gymnasium, Lebach:
Französischlehrerin Beate Gorges-Woll
mit Schülern der Jahrgangsstufe 12**

KLASSENTEST

ALS STAVROS LOUCA die Treppe der Johannes-Schule im schwedischen Malmö zum ersten Mal emporsteigt, knetet seine rechte Hand ein Taschentuch, als wolle sie es auspressen. Ein Verkehrsstau hat ihn aufgehalten, das hätte nicht passieren dürfen am ersten Tag der schwierigsten Aufgabe seines Lebens.

Louca zwingt sich zu einem Lächeln, während er den Klassenraum der 9a betritt: „Typisch griechisch, denkt ihr vermutlich, immer zu spät", sagt er den 20 Schülern, die nicht ahnen können, was mit ihnen in den nächsten Monaten geschehen wird. „Aber glaubt mir: Ich verlange Besseres von mir, als unpünktlich zu sein. Und ich verlange Besseres von euch. Denn ich bin sehr, sehr, sehr, sehr nett – aber auch sehr fordernd."

Dies ist der Erstkontakt in einem Experiment. Lehrergewerkschaften haben es bekämpft, Fachleute es als vermessen bespöttelt. Vielleicht, weil es so einfach ist: Die 9a der Johannes-Schule ist, nach landesweiten Vergleichstests, eine der schlechtesten Klassen Schwedens. Nun werden alle Lehrer ausgetauscht gegen acht „Superlehrer" – Pädagogen, deren Schüler regelmäßig weit überdurchschnittliche Leistung bringen.

Der Auftrag an die Lehrerstars lautet, die 9a zu einer der drei besten Klassen des Landes zu machen. Innerhalb von fünf Monaten. Und mit nichts als pädagogischem Geschick. Die Lehrer erhalten keinen Cent zusätzlich, keine besseren Arbeitsbedingungen. Im Gegenteil: Ein Fernsehteam dokumentiert ihren Erfolg. Oder ihr Scheitern.

„Das kann nicht klappen", sagt einer der Schüler. Man hat ihn und die anderen 15- und 16-Jährigen eigentlich längst aufgegeben. Zu schlecht, zu faul, zu dumm. Eine der neuen Lehrerinnen eröffnet ihre erste Stunde mit der Bitte: „Erzählt mal, worin ihr gut seid." Schweigen. Eine Schülerin fragt: „Darf ich auch sagen, was ich nicht kann?" Eine quälende Endlosigkeit verstreicht, bis alle Schüler zumindest eine Fähigkeit in sich entdecken.

Stavros Louca aber, der aus Zypern stammende Mathematiklehrer, sagt: „Gewinn ihre Herzen, und du kannst mit ihnen tanzen."

Doch zunächst tanzen die Lehrer. Der Chemielehrer auf einem Pult, mit zwei Strickleitern die Helixform der DNS erläuternd. Louca auf dem Schulhof, wo er immer wieder mit den Schülern spricht, feixt, sie kennenlernt wie kein Lehrer zuvor. Der Musiklehrer zu einem Rockmusical, das die Klasse komponiert.

Aber bald gelingt kein Schritt mehr. Eltern begehren auf, die Anforderungen

LEHRER SIND NIE ALLE GLEICH GUT. ABER DAS SYSTEM TUT SO, ALS OB

seien zu hart; Schüler schluchzen – und die Lehrer blicken in Abgründe des Nichtwissens, der Mutlosigkeit. Wochenlang kämpfen die Superlehrer gegen die Überzeugung, dass die Schüler der 9a niemals etwas anderes sein können als Verlierer.

Und dann, allmählich und als käme eine tiefere Wahrheit ans Licht: erstaunte Blicke der Schüler, weil sie die Binomischen Formeln doch begreifen; ein Freudentanz über ein fehlerloses Englischreferat; die erste Probe der Rockoper, wenn auch noch weitgehend harmoniefrei. Bei der Rückgabe einer Klausur ballt eine Schülerin die Faust wie nach einem gewonnenen Spiel. Ihre Lippen formen das Wort „cool". Vor Weihnachten schließlich die großen landesweiten Tests, die Entscheidung über das Experiment. Es herrscht Fassungslosigkeit: Die 9a hat sich tatsächlich zur drittbesten Klasse des Landes emporgekämpft. Stavros Louca hat sie gar mit Abstand zur besten Mathematik-Truppe ganz Schwedens gemacht.

Die Schüler liegen sich in den Armen, sie heulen, sie tanzen. Fast alle dürfen nun die Oberstufe besuchen. „Es ist wie eine Geburt", sagt eine der Lehrerinnen. Ein neues Leben für 20 Jugendliche.

NOCH NIE hat ein Experiment so anschaulich belegt, was Wissenschaftler inzwischen auch in Zahlen ausdrücken können: An welche Lehrer ein Kind gerät, beeinflusst dessen gesamtes Leben. Gute Lehrer erhöhen das Lernpensum innerhalb eines Schuljahres so sehr, dass nach vier Jahren zwischen der Klasse eines Lehrer-Asses und der einer Niete manchmal zwei Jahre Lernstoff liegen. Das kann alle sozialen Unterschiede wegschleifen, haben die Bildungsökonomen Hendrik Jürges und Kerstin Schneider ermittelt: „Hat ein Kind aus einkommensschwachen Verhältnissen für fünf Jahre einen sehr guten Lehrer, so gleichen sich seine Bildungschancen im Vergleich zu einem Kind aus einer wohlhabenden Familie mit nur mittelmäßigem Lehrer aus."

Das Qualitätsgefälle in der Lehrerschaft verläuft nicht nur zwischen unterschiedlichen Schulformen, sondern vor allem innerhalb der Schulen, wie der US-Forscher Eric Hanushek von der Stanford-Universität gezeigt hat. Schülern ist das bestens vertraut: Sie wechseln täglich von einer Stunde zur anderen die Lehrniveaus, von einem exzellenten Motivator zum überforderten Junglehrer, der die Schüler in die Nachhilfe treibt, von einer engagierten Didaktik-Virtuosin zur versteinerten Kollegin, die seit 20 Jahren dieselben Folien auflegt.

EIN WIRKLICH GUTER LEHRER TRIFFT AUF EINE HOFFNUNGSLOSE KLASSE. ERGEBNIS: HÖCHSTLEISTUNGEN UND ZUKUNFTSCHANCEN

Und doch ignoriert das deutsche Schulsystem diese gewaltigen Unterschiede. Es bezahlt exzellente Lehrer nicht besser als mäßige, es bietet den Leistungsträgern der Lernstoffvermittlung keine verlockende Karriere, ja, es bemüht sich nur zögerlich, die Qualitätsdifferenzen überhaupt zu erfassen, etwa mit vergleichenden Tests. Was Schüler und Eltern täglich als Ungerechtigkeit erfahren, im System verdünnt es sich zur Illusion gleichmäßiger Lehrqualität.

Dabei gelten Lehrer inzwischen wieder als die wichtigsten Faktoren im Schulsystem. Das war nicht immer so. Lange glaubte man, mehr Geld für Schulen oder kleinere Klassen oder längeres gemeinsames Lernen der Schüler seien die entscheidenden Stellschrauben; das

Gunar Wolf, 41, Naumburg/Saale

Schule hat Gunar Wolf schon als Schüler Spaß gemacht, und er glaubt daran, dass auch im Schulalltag von heute nicht die Unlust dominiert. Selbst wenn das Niveau gefallen ist, wie er findet, nicht nur das sprachliche, das ihm besonders am Herzen liegt. Wo es früher sieben richtig gute Schüler in einer Klasse gab, kritisch, impulsgebend, solche, an denen man sich als Lehrer messen konnte, seien es heute vielleicht fünf. Wolf versucht, seinen Schülern am **Domgymnasium** die Wortfetzen der MTV-Moderatoren abzugewöhnen, und sagt über den Erfolg dabei: „mühsam“. Seinen Unterrichtsstil beschreibt er als antiautoritär. „Ich nehme mir Zeit“, sagt er, für Schüler, die mit Sorgen kommen: Mobbing, Beziehungen, Berufswahl, „da will ich präsent sein“. Wolf will nicht nur als Figur wahrgenommen werden, die Noten erteilt. Er will etwas preisgeben von sich, damit sich die Schüler den Menschen hinter dem Lehrer vorstellen können. Es sei so viel geschrieben worden über Modelle und Methoden, aber letztlich entscheide sich alles an der Persönlichkeit. Nichts findet Wolf frustrierender, als sich ständig für seinen Beruf rechtfertigen zu müssen. „Wenn ich ein guter Lehrer sein will, will ich auch gerecht sein“, sagt er. Man müsse dem Lehrer wie dem Arzt zugestehen, dass er aus reinem Gewissen handelt: „Er hat sich seinem Beruf schließlich verschrieben.“

hat sich inzwischen als fragwürdig erwiesen (siehe Kasten Seite 35). „Auf den Lehrer kommt es an“, heißt die neue Devise, denn, wie die Unternehmensberatung McKinsey nach einer internationalen Erhebung schrieb: „Ein Schulsystem kann nicht besser sein als seine Lehrer.“

In Schweden gilt das seit der Fernsehserie als Gemeinplatz. Die Sendung, ein großer Quotenerfolg, hat die dortige Bildungsdebatte grundlegend verändert. „Wir haben nun keine Entschuldigung mehr“, sagt eine Schuldirektorin. Lehrer könnten sich nicht mehr darauf hinausreden, dass schlechte Schüler halt aus bildungsfernen Elternhäusern kämen oder unterbegabt seien. „Das Experiment hat gezeigt: Wir Lehrer können den familiären Hintergrund jedes Kindes ausgleichen. Wir müssen nur gut genug sein.“

Und Stavros Louca erzeugt pädagogische Wunder im Jahrestakt. Seine Heimatschule, ein schmuckloses Geviert aus Holz und Stahlblech, liegt in Stockholms größtem „Problemgebiet“, in Rinkeby. Rund 90 Prozent der 15 000 Einwohner wurden nicht in Schweden geboren oder sind Kinder im Ausland geborener Eltern. An der Bushaltestelle, nicht weit vom „Afro Frisör“, warten verschleierte Somalierinnen, das einzige Reisebüro hat sich auf Flüge in den Irak spezialisiert.

Die Schüler der Rinkebyskolan stammen sogar zu 99 Prozent nicht aus Schweden, und über das fehlende Prozent ist sich der Direktor nicht sicher – könnte sein, dass das letzte einheimische Kind gerade die Schule verlassen hat. Es kann ihm gleichgültig sein.

Denn die Schule entlässt seit Jahren die besten Schwedisch-Schüler des Landes. Viermal in Folge waren auch Loucas multikulturelle Mathematik-Schüler mit Abstand die besten Schwedens.

Die Schwedische Akademie der Wissenschaften hat Louca ausgezeichnet. Aber macht seine Leistung den 57-Jährigen zum Vorbild? Oder eher zum Vorwurf an eine Lehrerschaft, die mehrheitlich pädagogische Kunststücke weder versucht noch für möglich hält?

Doch selbst wenn sie mit aller Kraft danach streben würden: Könnten wirklich alle Lehrer lernen, auf dem Niveau von Stavros Louca zu unterrichten? Ließen sich Wunder wie in Rinkeby in Serie produzieren, wenn nur die Lehrerausbildung besser wäre? Oder sind Schwedens Superlehrer schlicht Naturtalente – einmalig und nicht kopierbar?

PROFESSOR JÜRGEN BAUMERT, einer der Vordenker der deutschen Lehrerforschung, mokiert sich über die Unterstellung, ein guter Lehrer sei ein geborener Lehrer, eine Ausnahmetalent, dem man nur Fachwissen eintrüfeln müsse. Altes Denken sei das, die traditionelle Sicht.

Ein Patient verließe sich beim Chirurgen doch auch nicht auf dessen Begabung, sondern auf klare Kompetenzen und eine professionelle Ausbildung – warum sollten sich Schüler beim Lehrer mit weniger begnügen, fragt Baumert ebenso amüsiert wie nachdenklich.

»WIR WISSEN HEUTE GENAU, WAS EIN GUTER LEHRER KÖNNEN MUSS«

Der kürzlich emeritierte Direktor des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung in Berlin hat ein halbes Forscherleben damit verbracht, die Zutaten eines guten Lehrers herauszudestillieren. Sein Ziel: dem Lehrberuf – endlich – jene Würde der Professionalität zu verleihen, die auch Anwälte, Ingenieure oder Piloten auszeichnet, also ein möglichst präzises Set an Fähigkeiten, die jeder Lehrer beherrschen muss. Und erlernen kann. Die Forschungen sind weit vorangeschritten: „Wir wissen sehr genau, was ein guter Lehrer ist und können muss.“

Mit seinem Team hat Baumert ein Modell entwickelt, das vier Bündel von Kernkompetenzen beschreibt, hinter denen sich wiederum etliche Einzelfähigkeiten verstecken.

Der gute Lehrer benötigt zunächst herausragendes Fachwissen, das durch gute Didaktik ergänzt werden muss. Klingt selbstverständlich, ist es aber nicht. Wie schon ein Blick auf den langen Pädagogenstreit zeigt, ob man nicht bei Haupt- und Grundschulen fachlich abspecken solle. Nein, sagt Baumert, denn nur Lehrer, die fachlich so bewandert sind, dass sie verstehen, warum Schüler bestimmte Fehler machen, können ihre Unterrichtsdidaktik entsprechend anpassen.

Die Forscher stießen zudem auf eine oft übersehene Anforderung: das Wissen darüber, wie Schüler und Eltern zu beraten sind. In Studium und Referendariat wird dieses Thema fast nie behandelt. Dabei scheitern viele Lehrer nicht in der Klasse, sondern draußen, beim Umgang mit den Familien und ihren Problemen.

Was auch bedeutet: Nur wer sich für Schüler begeistern kann und mit unnachgiebigem Vergnügen täglich Beziehungsarbeit verrichtet, kann als Lehrer überleben. Der Job fordert stets den ganzen Menschen. Das ist sein Reiz. Und sein Schrecken. Daher kommen nur jene langfristig im Berufsleben zurecht, die über ausgefeilte „Selbstregulation“ verfügen, also über die Fähigkeiten, sich nicht zu sehr stressen zu lassen. Auch das kann man lernen. Wird Lehrern aber kaum beigebracht.

... IST NICHT ALLES. LEHRER MÜSSEN IHRE SCHÜLER AUCH DAFÜR BEGEISTERN. WIE DAS GEHT, WIRD IHNEN ABER KAUM BEIGEBRACHT

Die beiden letzten Kompetenzbündel schließlich sehen vor, dass ein guter Lehrer nicht nur selbst begeistert ist von Fächern und Schülern, sondern dass er dieses Feuer auch zu schüren versteht. Dazu bedarf es wiederum einer geklärten Wertbindung, die hilft, sich nicht als Kumpel der Schüler misszuverstehen, sondern ein ausbalanciertes professionelles Ethos zu entwickeln.

Nicht jede dieser Anforderungen ist überraschend, der besondere Wert von Baumerts Studien liegt im Nachweis, dass es tatsächlich auf alle Bereiche ankommt. Sie können mal stärker, mal schwächer ausgeprägt sein, aber wenn einer ganz fehlt, haben es Lehrer schwer, einen auch nur maßvoll interessanten Unterricht zu führen oder im Alltag zu bestehen.

Lehrer müssen, das ist ihre Kunst und ihre Last, Multikönner und Multitasker sein. Und zwar alle Lehrer. Das unterscheidet sie von anderen Berufen, in denen Einzelne sich auch mal in Nischen einrichten können: der scheue Architekt, der als Statiker den Kundenkontakt meidet, der motorisch begabte Arzt, der Handchirurg wird. Für Lehrer sind solche Anpassungsräume rar: Vor der Klasse kann man sich nicht verstecken. Die hohe Burn-out-Quote unter Lehrern – noch vor Kurzem gingen bis zu 75 Prozent der Lehrer vorzeitig in Pension – hängt auch damit zusammen.

Lehrer, die viele der Ansprüche erfüllen, sind dennoch in Deutschland keine Seltenheit. Allerdings gelten auch rund ein Fünftel aller Lehrer als Totalausfälle, die großen Schaden anrichten: 20 Prozent „Schwachleister" unter den 800 000 deutschen Lehrern, multipliziert mit der Anzahl ihrer Schüler über 30 Berufsjahre – das ist eine breite Schneise, die in die Zukunft des Landes geschlagen wird.

Was verbessert das Bildungssystem?

Wissenschaftliche Studien lassen die Luft aus vielen populären Forderungen

Kaum eine Frage ist öfter untersucht worden. Es zeigt sich vor allem, dass die Forderungen von Eltern, Lehrern und Politikern nach mehr Geld, kleineren Klassen und längerem gemeinsamen Lernen weitgehend irrelevant sind für die Leistung der Schüler.

Geld: Zwischen Ausgaben und Schülerleistung besteht kaum ein Zusammenhang. Singapur etwa hat exzellente Schüler, gibt aber weniger als andere OECD-Staaten aus.

Kleinere Klassen: Eine Veränderung der Klassengröße in der Bandbreite zwischen 14 und 30 Kindern wirkt sich nicht automatisch auf die Qualität des Unterrichts aus, erzeugt aber enorme Kosten für zusätzliche Lehrer und Klassenräume.

Lehrer besser bezahlen: Deutschland leistet sich bereits einen der teuersten Lehrkörper der Welt.

Schulform, das heikelste Thema: Wie lange sollen Schüler gemeinsam lernen, wann also soll die Selektion erfolgen – nach vier, sechs oder neun Jahren? Kaum zu ermitteln, was besser ist. Gesamtschulsysteme sind nicht zwingend vorteilhaft, mehrzügige Systeme (wie in Deutschland) auch nicht. Zumal vieles davon abhängt, wie sich die Bildungskarriere nach der Schule fortspinnt. Das viel gelobte Finnland etwa ist ein Egalitätsweltmeister bis zur 9. Klasse, nur um danach um so härter auszusondern: Nirgendwo in Europa ist der Anteil von Akademikersprösslingen an der Universität größer, wird es also Arbeiterkindern schwerer gemacht, zu studieren.

Am anderen Ende der Skala würde vermutlich nicht einmal Stavros Louca den Idealwert des perfekten Lehrers erreichen. Doch Studien über Superlehrer existieren nicht; was sie besser machen als andere, wie sie die Kompetenzen so kombinieren, dass Schüler davon deutlicher profitieren als selbst bei guten Lehrern – diese Fragen sind erstaunlicherweise noch nicht untersucht worden.

SO BLEIBT NUR DER AUGENSCHEIN, der schon an der Klassentür auf eine erste Besonderheit trifft: Bei Louca stürzen die Jugendlichen nicht im kaum zu bändigenden Pulk ins Zimmer. Sie stellen sich bei Louca an, der im Türrahmen kurz mit jedem Schüler spricht: „Bitte, nimm deine Mütze ab!", „Hast du an den Taschenrechner gedacht?", aber auch: „Ist dein Vater aus dem Krankenhaus zurück?"

Größten Wert legt Louca darauf, jeden kurz am Arm, an der Schulter zu berühren: „Danach fühlt sich jeder im wahrsten Sinne und als Individuum berührt."

Schüler und Lehrer haben die Regeln im Klassenraum gemeinsam festgelegt: keine Handys, keine Zwischenrufe, sich melden vor jedem Einwurf. Louca setzt sie konsequent durch: „Der Lehrer muss volle Kontrolle über die Klasse haben."

Jeder gute Lehrer betont diese Reihenfolge: erst die Regeln – dann die Freiheit, die Individualität. Beim derzeitigen Trend zum „individualisierten Unterricht" wird das oft vergessen, daher landen viele Lehrer nicht beim Individuum, sondern im Chaos. Loucas Ordnung hingegen ist so gefestigt, dass in ihr ständig Schüler aufstehen können, um Mitschülern zu helfen. Es ist viel Bewegung in der Klasse, und doch herrscht gelassene Ruhe.

Aber zum guten Unterricht in Rinkeby gehört mehr. Nie, „nie!", sagt Louca

Max-Steenbeck-Gymnasium, Cottbus: Sportlehrer Uwe Bauch mit der Volleyball-AG

einem Schüler, eine Antwort sei falsch. Er fragt: „Bist du sicher? Kannst du es besser? Wissen die anderen weiter?“ Jede Lerneinheit formuliert er als Herausforderung – na, knackt ihr auch diese Aufgabe? Nicht beschulen, sondern anstacheln, nicht abarbeiten, sondern aufwühlen ist seine Devise. Der Stoff für diese 9. Klasse stammt aus der Oberstufe.

Auch das notorische „Passt bitte auf!“ kommt Louca nicht über die Lippen. Wie unnötig auch. Wenn ein Schüler stört oder wegzuträumen droht, baut sich der Lehrer vor ihm auf und stellt eine schlichte Frage, die der Schüler mit einem einfachen „Ja“ beantworten kann. Dann sei er wieder an Bord. Bloß nicht beschämen, sagt Louca, bloß nicht demütigen, erst recht nicht diese Jugendlichen aus Bangladesch, aus Venezuela, aus dem Kosovo.

Mit unerschütterlicher Hingabe ist Louca von der Kraft des Respekts, der positiven Verstärkung überzeugt – und davon, dass jeder, „jeder!“ Schüler Spitzenleistungen vollbringen kann. Er weigert sich, auch nur einen einzigen Schüler als Problem zu sehen. Er nennt seine Methode, in kalkuliertem Pathos: „Liebe“.

So gerät die Klasse in einen erstaunlichen Rhythmus, in einen zügigen Wechsel aus Lerneinheiten, Meditationsübungen („Bitte jetzt 30 Sekunden lang den Kopf aufs Pult, und absolute Ruhe“), Scherzen, Gruppenarbeiten, Frontalunterricht, Erklärungen für Einzelne, persönlichen Anekdoten und Show-Einlagen: Einmal springt Louca aufs Pult, um einem kniffligen Mathe-Problem volle Aufmerksamkeit zu sichern.

Ein Tanz ist dieser Unterricht, ein sanfter Sog, dem sich niemand entziehen kann – und der nicht darauf angewiesen ist, dass Eltern brave, disziplinierte Schüler abliefern. Denn davon kann keine Schule ausgehen: Die Zeiten, in denen sie eine homogene Kinderschar verwalten durfte, sind vorbei. Loucas Stunden erzeugen ihre Spannung aus sich heraus, sie entwickeln eine eigene Dramaturgie aus Herausforderung und Belohnung, und sie sind so vielfältig, dass jeder Schüler einen Anknüpfungspunkt findet.

So löst Louca die Aufgabe, 20 Schüler aus 20 Kulturen, mit einer Handvoll Muttersprachen, mit Lebensgeschichten aus sechs Kontinenten, mit analphabetischen Eltern, mit drogenabhängigen Geschwistern, mit Narben von der Flucht und mit allen Sehnsüchten von 15-Jährigen – so löst er die Aufgabe, diese an Vielfalt kaum zu überbietende Weltgesellschaft in eine Leistungsgesellschaft zu verwandeln: indem er sie in ein Abenteuer namens Unterricht stürzt.

LEHRER HALTEN LANGE REDEN, UND SCHÜLER SPULEN STICHWÖRTER AB

LEHRSTUNDEN, die so komplex und fordernd sind, bleiben rar im schulischen Normalbetrieb. Tina Seidel und Manfred Prenzel, Professoren an der neu gegründeten School of Education der Technischen Universität München, haben den Physikunterricht an 70 Schulen analysiert und vor allem eines gefunden: Monotonie. Der Lehrer spricht bis zu 70 Prozent der Zeit, die Schüler liefern Stichworte, spulen vorgefertigte Antworten ab. Experimente? Gibt es, aber selten werden sie so gestaltet, dass Schüler eigenständig forschen; meist werden die einzelnen Schritte genau vorgegeben.

Noch trauriger ist der Befund, dass Lehrer meist nur einen einzigen Lehrstil anwenden, den sie wahllos durchziehen. Gruppenarbeit ist kaum zu finden, dass Schüler sich untereinander etwas erklären, ein seltenes Juwel. Stattdessen: Jede Stunde ein Abziehbild der vorherigen. Das Klischee vom Lehrer, der ein Berufsleben mit einer einzigen geistigen Folie absolviert, ist viel zutreffender, als man zu fürchten gewillt war. „Es gibt ein kulturelles Skript“, sagt Tina Seidel, „wie wir bisher unterrichtet haben, und dieser Tradition der Lehrerzentrierung folgen noch immer die allermeisten.“

Seidels Videoanalysen zeigen aber auch, wie verteufelt vielschichtig eine Unterrichtsstunde ist, wie viel passiert, wie hellwach und strukturiert ein Lehrer sein muss, um 25 Schüler nicht nur zu bändigen, sondern voranzubringen.

Populäre Ratgeber über „die gute Schule“ oder „den richtigen Unterricht“ verbreiten derzeit das Credo, wonach vor allem die persönliche Beziehung des Lehrers zu den Schülern und das Verständnis für individuelle Befindlichkeiten entscheidend seien für den Lernerfolg. Wenn es so einfach wäre! Seidels Studien zeigen vielmehr, dass es durchaus Lehrer mit dem allerbesten Draht zu ihren Schülern gibt – bei denen diese trotzdem nichts lernen. Umgekehrt finden sich unterkühlte Pädagogen, die ihre Schüler zumindest kognitiv auf Trab bringen – zuweilen aber um den Preis gründlicher Demotivierung: eine Eins in Physik, nur keine Lust mehr aufs Fach.

Wenn es überhaupt ein Rezept gibt, dann dieses: Die Kunst der guten Lehrer besteht im großen UND. Sie haben besonders hohe Ansprüche UND besonders viel Verständnis, sie sind äußerst fachorientiert UND persönlich zugewandt, überaus konsequent UND unterstützend. Meister in der Steigerung vieler Dimensionen. Und blitzschnell im Erkennen,

… STELLT SICH EIN, WENN LEHRER EIN GUTES VERHÄLTNIS ZU IHREN SCHÜLERN AUFBAUEN? WENN ES BLOSS SO EINFACH WÄRE!

welches Verhalten jeweils sinnvoll ist. „Es ist", sagt Tina Seidel, „der anspruchsvollste Beruf, den man wählen kann."

MÜSSTE LEHRERN dann nicht auch die anspruchsvollste Ausbildung zuteilwerden? Müsste nicht, wenn sie tatsächlich als Zentralgestirne des Schulsystems strahlen sollen, das ganze System sie unterstützen? Orientiert an der professionellen Grundausstattung, ohne die kein Lehrer vor eine Klasse treten sollte. Klingt selbstverständlich.

Und doch haben die deutschen Kultusminister erst im Zuge des PISA-Schocks vor zehn Jahren eine „konsequente Orientierung der Lehramtsausbildung am Berufsfeld Schule" verkündet – Bürokratendeutsch für: Wie wär's, wenn

Markus Schulte, 34, Hamburg

Der Spruch hängt in seinem Arbeitszimmer: Lehrer haben vormittags recht und nachmittags frei. Außerdem, findet Markus Schulte, haben sie einen schweren Stand. „Warum tust du dir das an?", wird er häufig gefragt, schließlich werde die Jugend doch immer schlimmer.

Schulte unterrichtet am **Niels-Stensen-Gymnasium** in Hamburg. Eine junge Schule, gerade bereitet sich der erste Jahrgang aufs Abitur vor. Es reizt Schulte, mit aufzubauen, bei null zu beginnen. Sein Referendariat hat er auf dem Land verbracht, intakte Familien, behütetes Kleinstadt-Flair. Dann die erste Stelle in Hamburg-Harburg, mit vielen Migranten, hohem Arbeitslosenanteil: ein Fingerzeig für das, was fehlte in seiner Ausbildung: Wie funktioniert ein Elterngespräch? Wie geht man mit problematischen Schülern um? Schulte, selbst Sohn eines Lehrerehepaars, dachte lange, Pädagogik sei nicht sein Metier. Bis er die 11. Klasse wiederholte, die Schule wechselte und im Biologie-Leistungskurs einem begegnete, der ihm Vorbild ist bis heute: „Fachlich top, menschlich fair, ein Lehrer, mit dem man Spaß haben konnte, vor dem man aber auch Respekt hatte, weil er einen bei Regelverstößen ganz schön rund machen konnte", sagt Schulte. Einer, der jede Unterrichtsstunde mit einer Anekdote einleitete und trotzdem Autorität ausstrahlte. Der war, wie Schulte sein will, ein Lehrerleben lang.

wir Lehrer mal auf die Schwierigkeiten ihres Berufs vorbereiten würden? Und nicht nur mit Fachwissen vollstopften?

Selbst wenn die neuesten PISA-Ergebnisse von 2010 deutschen Schülern schon deutlich verbesserte Leistungen attestieren – an der Umsetzung dieser Neuorientierung in der Lehrerausbildung hapert es noch überall.

Das befindet jedenfalls der Züricher Bildungsforscher Jürgen Oelkers. Rund 100 verschiedene Ausbildungswege zum Lehrer haben Wissenschaftler in Deutschland gezählt. Doch nicht die Vielfalt ist das Problem, sondern der Mangel an Koordination. Die Universitäten unterrichten meist nur die Lehrfächer, nicht die Lehrkompetenz. Die wird im Referendariat nachgereicht, wenn die angehenden Lehrer bereits an die fünf Jahre Studium hinter sich haben – aber oft noch keine einzige Klasse vor sich hatten.

Stellen die Referendariatsausbilder dann Lücken fest, die nur die Universität beheben kann, ist es ins Belieben der Professoren gestellt, ob sie darauf bei künftigen Studentenjahrgängen eingehen oder weitermachen wie bisher. Zwingen kann sie niemand. Ob ihre Lehre die Studenten tatsächlich auf die spätere Praxis vorbereitet, erfahren sie ohnehin nicht – ein Feedback von den Schulen ist nicht vorgesehen.

Wer ist in diesem System für den Ausbildungserfolg der Lehrer verantwortlich? Niemand. Jede Ausbildungsstufe kann der anderen Versäumnisse vorwerfen, ohne die eigenen zu beheben. Mit welch übergreifender Zielsetzung auch? Dem System fehlen klare Vorgaben, was Lehrer überhaupt lernen sollen, vor allem aber fehlen Rückmeldungen. „Von einer solchen Feedback-Kultur … ist die Lehrerausbildung weit entfernt", klagt Oelkers.

Dieses zerhackte System ist besonders peinlich für Lehrerausbilder. Denn sie müssten eigentlich aus unzähligen Studien wissen, dass der Lernerfolg am größten ist, wenn Theorie und Praxis verzahnt werden. Also wenn die Lehramtsstudenten bereits während der Universitätszeit Unterricht abhielten. Erst das würde eine Lern-Spirale zwischen Vorlesungswissen und Realität in Gang setzen.

WER NUN RAT SUCHT, schaut bevorzugt nach Finnland, um sich zu einer besseren Lehrerbildung inspirieren zu lassen. Weil der nordische Musterschüler seit Jahren PISA-Bestnoten einheimst. Doch inzwischen mehren sich die Zweifel – nicht daran, dass die Finnen gute Arbeit leisten. Sondern, dass ihre Bedingungen Rückschlüsse auf Deutschland zulassen.

SOLL EIN SCHULLEITER SCHLECHTE LEHRER SOGAR FEUERN DÜRFEN?

Nur drei Prozent aller finnischen Schulen haben mehr als 500 Schüler, es leben im Land nur 2,5 Prozent Ausländer, es gibt eine Bildungs-, aber keine Schulpflicht, und nur eine kleine Ministerialbürokratie. Die Vorgaben für Schulen sind gering, jede einzelne entscheidet so gut wie alles selbst. Auch, ob und welche Lehrer sie feuert – denn das ist erlaubt im Norden. Wie aussagekräftig sind solche Umstände für eine Stadt wie Berlin?

Die finnischen Lehrer können sich zudem ganz aufs Unterrichten konzentrieren, weil ihnen ein Stab von Gesundheitsfürsorgern, Psychologen, Sozialarbeitern, Laufbahnberatern und Krankenschwestern zur Hand geht. Und da die Finnen ihre Lehrer so sehr verehren und mit sozialer Anerkennung belohnen, dass sie ihnen deutlich schlechtere Gehälter bezahlen können als in Deutschland, kostet das System pro Schüler nicht mehr als das deutsche.

Wie viel Anteil am finnischen Erfolg hat dann noch die Lehrerausbildung? Schwer zu sagen, sie unterscheidet sich jedenfalls nicht wesentlich von der vieler anderer Länder: Praxis und Theorie wechseln einander ab, ein Referendariat ist unbekannt, wichtiger als detailliertes Fachwissen ist die Kunst, die Inhalte zu vermitteln.

Worin sich die Finnen hingegen energisch unterscheiden, ist die Härte der Auswahl: Von mehr als 6000 Bewerbern jährlich werden nach strenger Prüfung meist nur etwa zehn Prozent zum Lehramtsstudium zugelassen. Anders als in Deutschland, wo jeder mit hinreichender Abiturnote loslegen darf, starten in Finnland nur pädagogisch Höherbegabte in die Lehrerkarriere.

Diese scharfe Selektion trifft alle finnischen Studienfächer, mit dem Nebeneffekt, dass Finnland das ungerechteste Universitätssystem Europas hat: Nirgendwo sonst ist der Anteil der Akademikersprösslinge unter den Studierenden so hoch wie in Finnland, werden Arbeiterkinder akademisch derart benachteiligt. An der Universität, also auch bei den Lehrern, endet Finnlands Egalität.

DIE STRENGE LEHRERAUSWAHL aber – die sollte man dennoch kopieren, findet Professor Norbert Seibert. Er versucht ein bisschen Finnland in Passau. Seine Universität gehört zu jenen Orten in Deutschland, an denen die Lehrerausbildung bereits renoviert wird; das geschieht nicht flächendeckend, aber doch immer häufiger, in Kassel etwa, an der Technischen Universität München oder

… BEI DER WERTSCHÄTZUNG SEINER LEHRER IST FINNLAND. ABER DIE STUDENTEN WERDEN ZUVOR AUCH EXTREM HART AUSGESIEBT

in Bochum. Das Passauer Team um Pädagogik-Professor Seibert bietet Erstsemestern einen aufwendigen – freiwilligen – Eignungstest an, um herauszufinden, ob sie für den Lehrerberuf taugen.

Nur wenige Hochschulen unterziehen sich solcher Mühe, obwohl vieles darauf hindeutet, dass sich zu viele Studenten einschreiben, die als Lehrer nicht geeignet sind. Ihr Anteil wird mal auf zehn, mal auf 20 Prozent geschätzt – die Problemlehrer, hier beginnen sie ihre unheimlichen Karrieren.

Um das zu verhindern, präsentiert sich in Passau zwei Wochen lang rund die Hälfte aller 500 neuen Lehramtskandidaten jeweils einen Tag lang vor einer Gruppe von Experten, bei Rollenspiel, Selbstpräsentation, Gruppendiskussion. Mit diesen Techniken suchen auch Großkonzerne ihre Nachwuchskräfte aus.

Wer das Verfahren beobachtet, erfasst den Sinn sofort. Ein Beispiel aus dem jüngsten Test: Am vorletzten Tag des Verfahrens ist eine Topkandidatin ebenso schnell ausgemacht wie ein Problemfall. Die junge Frau verströmt offensichtliche Freude, vor einer Klasse zu stehen; im Rollenspiel mit einem bockigen Kind beweist sie im Eiltempo, wie gut sie sich in dessen Lage versetzen kann.

Wie anders dieser sympathische junge Mann mit Lockenhaar, der im Rollenspiel stumm dasitzt und seine Selbstpräsentation in einer Minute hinschludert; die Gründe, warum er Lehrer werden will, zerbröseln in Gestammel. Er will es ja auch gar nicht. Er träumt von der Kunst, vom Ausland, davon, auszuschwärmen in die Welt. Und traut sich nicht. Jedem Beobachter springt die Qual dieses jungen Mannes entgegen, der Lehrer wird aus vermeintlicher Vernunft oder weil die Eltern es wollen.

An Deutschlands Universitäten studieren viele solcher Kandidaten drauflos, meist nicht sehr munter, aber ohne Hindernisse bis zum Staatsexamen (das man in Bayern auch mit einer Fünf in Pädagogik bestehen kann). Zwar liegt die Abbrecherquote unter Lehramtsstudenten bei rund 50 Prozent, doch halten nicht unbedingt die besseren durch, sondern oft die alternativlosen oder verunsicherten.

Sie schwemmen in die Referendariate und am Ende meist in die Haupt- oder Realschulen, weil dort Lehrermangel herrscht und fast jeder eine Chance erhält. So sammeln sich, wo man die besten Lehrer benötigte, nicht selten die schlechtesten. Gegen deren Hilflosigkeit und ihren Effekt auf die Schüler können dann auch die Engagierten im Kollegium nicht anlehren.

Dies ist vielleicht das größte Drama des deutschen Bildungssystems: Statt wie in Rinkeby Starlehrer zu beschäftigen, sortiert das System die schwächeren Lehrer zu den schwächeren Schülern.

GÄBE ES DENN KRITERIEN, die schon am Studienbeginn den späteren Erfolg eines Kandidaten als Lehrer klar voraussagen lassen? Das ist umstritten. Viele Experten hegen Zweifel, auch in Passau gibt es heftige Debatten. Aber die Zuversicht, zumindest die offensichtlichen Problemkandidaten zu identifizieren, steigt, so Seibert, mit jedem Semester. Sie vom Studium notfalls auch gegen ihren Willen abzuhalten, ist aber ausgeschlossen: Anders als in Österreich oder der Schweiz dürfen deutsche Universitäten Lehramtsbewerber mit entsprechendem Numerus clausus nicht ablehnen.

Am Ende der Passauer Eignungstests erhalten die Kandidaten ein Feedback, auch der junge Lockenkopf stellt sich. Ein

Drei Fragen zum Thema Lehrer …

… und drei Antworten, die nicht immer das Klischee bestätigen

Verdienen deutsche Lehrer zu wenig?

Lehrer mit etwa 20 Jahren Berufserfahrung verdienen an einer Hauptschule rund 3530, an einem Gymnasium rund 3935 Euro brutto pro Monat, ohne Zuschläge. Damit gehören sie zu den bestbezahlten der Welt, nur in Luxemburg, der Schweiz und Korea verdienen Lehrer mehr. Rund 85 Prozent der Ausgaben im Schulsystem entfallen in Deutschland auf Lehrergehälter, der Durchschnitt in der OECD liegt bei 64 Prozent.

Ist die Lehrerschaft überaltert?

Rund 50 Prozent aller Lehrer sind älter als 50 Jahre, bei den sonstigen Beschäftigten mit Hochschulabschluss sind es 30 Prozent. Innerhalb der nächsten 15 Jahre geht mehr als die Hälfte der Lehrer in den Ruhestand. Experten befürchten Lehrermangel bzw. sinkende Lehrerqualität, weil Schulen gezwungen sind, auch ungeeignete Kandidaten anzustellen.

Haben Lehrer einen Ansehensverlust erlitten?

Sie haben vor allem ihren Bildungsvorsprung verloren. Nach einer Studie aus den USA waren Lehrer um 1900 mit Abstand die bestausgebildeten Bürger und hatten eine um sechs bis sieben Jahre längere Erziehung als Nichtlehrer. Heute haben die Bestgebildeten einen Vorsprung von 1,5 Jahren vor den Lehrern. Das wirkt sich auf deren Renommee aus: Als Bildungselite gelten sie nicht mehr.

Ernestinenschule, Lübeck:
Kunstlehrer Jens Lange mit Schülerinnen
der Jahrgangsstufe 13

heikler Moment, aber Norbert Seibert weiß, dass in neun von zehn Fällen die Empfehlung, das Berufsziel Lehrer zu überdenken, nicht Empörung, sondern Dankbarkeit auslöst. Weil die Lebenslüge beendet wird, bevor das verlogene Leben beginnt. Es ist ein schonungsloses Feedback. Und dem jungen Künstler rollen nach wenigen Minuten Tränen über die Wangen, Tränen der Erleichterung. Er wusste es ja selbst, sagt er, aber was sollte er denn sonst studieren? Umgehend erhält er ein paar Vorschläge und die Adressen von Beratungsstellen.

Ein Leben gerettet. Unzählige Schüler vor schauerlichem Unterricht bewahrt. Und den Staat vor erheblichen Kosten: Jeder frühpensionierte Lehrer schlägt mit durchschnittlich 375 000 Euro zu Buche. Das ungeeignete Zehntel der Passauer Studenten vom Lehrerberuf abzubringen kann am Ende Millionen sparen.

Ob aber die 150 Euro, die der Eignungstest pro Kandidat kostet, weiterhin finanziert werden, ist unsicher. Denn die Kosten trägt die Universität. Die Ersparnis aber hat irgendwann das Ministerium. Zerhacktes Lehrerland.

ABER ES TUT SICH ETWAS, auch in Hamburg. Dort ist man immerhin so weit, ein ausführliches Praktikum im Umfang eines Semesters einzuführen. Das ist viel für deutsche Verhältnisse. Das Besondere daran: Universität, Studienseminar und Schulen verantworten, nach langen Verhandlungen, dieses Kernpraktikum gemeinsam.

Hamburg hat auch als erstes Bundesland eine Fortbildungspflicht für Lehrer verfügt. Anderswo können Lehrer ihr Berufsleben ohne eine einzige Auffrischung absolvieren, ohne eine neue Methode kennenzulernen. Hamburger Lehrkräfte müssen nun mindestens 30 Stunden pro Jahr selbst auf die Schulbank, in welchen Themenfeldern, entscheiden die Schulen. Sie sind schließlich nach der Ausbildung die wichtigste Kraft, um für bessere Lehrerqualität zu sorgen. „Unser Kapital ist das Personal", sagt Landesschulrat Peter Daschner, „deshalb muss dessen Förderung absoluten Vorrang haben."

EINE SCHULE, DIE SICH SYSTEMATISCH SELBST VERBESSERT: UNERHÖRT

Und auch bei den Schulen tut sich einiges, dokumentiert vom Deutschen Schulpreis, mit dem seit fünf Jahren besonders innovative Kollegien ausgezeichnet werden. Prämiert wurde zum Beispiel die Robert-Bosch-Gesamtschule in Hildesheim, unter anderem, weil es dort nicht dem Zufall überlassen wird, ob die Lehrer ihren Unterricht optimieren.

HILDESHEIM-NORD, eine kantige Arbeitersiedlung mit Windfängen aus bunten Glasbausteinen. Mittendrin die Robert-Bosch-Gesamtschule, erbaut für 1400 Schüler in den 1970er Jahren, als man solche Lernfabriken noch für die Zukunft der Pädagogik hielt.

Es ist ein Dienstag im Oktober, ausgerechnet Weltlehrertag, und spät für eine Schulveranstaltung: Erst nach 19 Uhr beginnt der Gastredner, ein Schulleiter vom Bodensee, seine Rede über „Selbstständiges Lernen". 110 Lehrer hören die leisen Worte, die sich in der Aula verlieren. Dies könnte eine ganz normale Veranstaltung sein, ist aber an deutschen Schulen unerhört: der Auftakt zur systematischen Selbstverbesserung einer Lehranstalt.

Jedes Jahr wählt das Kollegium der Gesamtschule ein pädagogisches Thema aus, um neue Erkenntnisse in den Unterricht zu integrieren. Im Jahr zuvor war es um „Kooperatives Lernen" gegangen. Jetzt lautet die Fragestellung: Wie können wir den Schülern effizientere Methoden des selbstständigen Lernens beibringen? „Darin sind wir noch verbesserungsbedürftig", sagt Schuldirektor Wilfried Kretschmer in jener Offenheit, die Grundlage aller Entwicklung ist.

Es ist ein minutiös geplanter Prozess, in einer vierfarbigen Zeitleiste auf die Leinwand projiziert: an diesem Abend der Impulsvortrag, demnächst Workshops, in denen die Lehrer gemeinsam Methoden erarbeiten; danach besuchen sie sich in sogenannten Hospitationsringen gegenseitig im Unterricht, geben einander Anregungen, lassen sich inspirieren, kritisieren. Auch das ist unerhört: Es gibt nach wie vor Hunderttausende Lehrer in Deutschland, die nach dem Referendariat nie wieder ein Kollege im Unterricht beobachtet hat, die nie ein professionelles Feedback erhalten.

Doch auch die Schüler in Hildesheim dürfen auf Feedback-Bögen ihre Lehrer beurteilen: „Sind die Ziele und Inhalte des Unterrichts klar erkennbar?", oder bemüht sich der Lehrer „um individuelle Förderung"? Unerhört auch das, denn Feedback der Schüler sehen die Verordnungen nicht vor.

Aber als sich die Robert-Bosch-Gesamtschule vor 15 Jahren aufmachte, aus eigener Kraft besser zu werden, war schnell klar, dass dies nur über Teamarbeit der Lehrer gelingen würde, über eine „Kultur des Miteinanders". Die haben die Kollegen inzwischen derart verinnerlicht, dass ohne Teams nichts mehr geht. Die Schule ist sehr dezentral organisiert, es gibt nicht einmal ein gemeinsames Lehrerzimmer, sondern Jahrgangsteams mit

… VON KOLLEGEN HABEN HUNDERTTAUSENDE LEHRER IN DEUTSCHLAND NIE BEKOMMEN. DABEI KÖNNTEN DAVON ALLE PROFITIEREN

jeweils zwölf Lehrern, die nahe an den Klassenzimmern ihrer Schüler sitzen. Eine Art Schulen in der Schule.

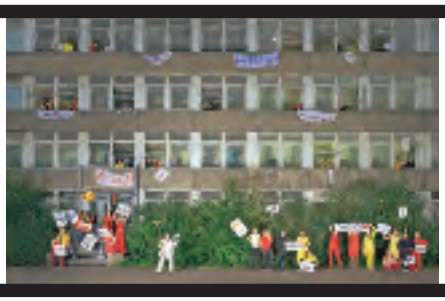
Die Jahrgangsteams, die sich wöchentlich treffen, entscheiden über fachübergreifende Projekte, sie tauschen sich auf kurzem Wege bei Problemen einzelner Schüler aus, planen bereits im ablaufenden Schuljahr das nächste, damit alle weit im Voraus wissen, was auf sie zukommt, und sie entwerfen gemeinsam mit Eltern und Schülern den sogenannten Pädagogischen Konsens, der die Ziele des Unterrichts und die Regeln des Umgangs festlegt. Es ist fast wie in Finnland: Hier wird kaum noch etwas zentral verordnet, fast alles entsteht im Dialog – vor allem der Lehrer untereinander. Was jeden Einzelnen stützt, sagen sie. Und die

Stavros Louca, 57, Örebro/Schweden

Zum Aufräumen ist er nicht an die **Mikaelskolan** ins schwedische Örebro gekommen. Aber ein bisschen Ordnung schaffen soll er schon. Der aus Zypern stammende Mathematiklehrer Stavros Louca (Mitte) ist für die Lehrer dort wie eine Art Coach. Einer, von dem sie sich etwas abschauen können, und der ihnen zu ihren Unterrichtsmethoden professionelles Feedback geben kann.

Louca war einer der Stars des in Schweden landesweit beachteten und heiß diskutierten Experiments: Dokumentiert von Fernsehteams und begleitet von der schwedischen Öffentlichkeit, haben hervorragende Pädagogen fünf Monate lang eine 9. Klasse unterrichtet, die in den landesweiten Leistungstests weit unten gelandet war. Kaum jemand glaubte, dass die Superpädagogen den bereits aufgegebenen Schülern würden helfen können. Doch am Ende brachte die Problemklasse Höchstleistungen. In Mathematik katapultierte Louca sie gar an die Spitze der Rangliste.

Jetzt wird das Experiment in abgewandelter Form wiederholt. Die Frage ist nun nicht mehr: Was kann ein hervorragender Lehrer bei Schülern bewirken? Sondern: Inwieweit kann er seine Fähigkeiten an Kollegen weitergeben? Die Lehrer der Mikaelskolan halten das nicht für eine Zumutung. Sie sehen es, ganz professionell, als Chance – für sich und für ihre Schüler.



Rainer Gerasch, 61, Hannover

In jeden Sommerferien gibt es ein, zwei Nächte, in denen Rainer Gerasch schlecht schläft. Dann treibt ihn die Frage um: „Kannste das eigentlich noch?“ Geht schnell vorbei nach der ersten Stunde in der neuen Klasse, sagt Gerasch, aber das Gefühl ist ihm wichtig: um sich treu zu bleiben. Man darf sich nie verstellen als Lehrer, sagt er, man kann Schüler nur für Dinge begeistern, von denen man selbst begeistert ist. Er findet, dass sei leicht mit Biologie und Chemie. Mit Fächern, in denen man zeigen kann, dass die Welt voller Wunder ist. Erlebnisfächer. Auch für Mädchen? „Da kann ich doch mal eine Unterrichtsreihe Kosmetika einziehen!“, ruft Gerasch. Beim Thema Druck lässt er Brausetablettenröhrchen explodieren, behandelt er Gärung, braut er mit Oberstufenkursen Obstwein. Das hat er als Waldorfschüler gelernt: von Phänomenen ausgehen. Als „Trio Bio“ singt er mit zwei Fachkollegen bei jeder Abiturfeier. Gerasch ist ein grundgutgelaunter Mensch, aber mehr noch als sein Bestreben, „wenig rumzumuffeln“, schätzen Schüler seine Berechenbarkeit, glaubt er: „Schüler sollen wissen, woran sie bei mir sind.“ Zweimal im Halbjahr bekommt jeder eine schriftliche Bewertung. Böse Überraschungen oder Schachereien über Noten gibt es bei ihm nicht. Transparenz ist ihm Verpflichtung. Es würde helfen, wenn in Schulen offener geredet würde über Lehrerverhalten, findet Gerasch. An der **Tellkampfschule** teilen viele Kollegen seit ein paar Jahren Fragebögen aus, in denen die Schüler bewerten und kritisieren dürfen. Da muss sich dann sogar der Schulleiter sagen lassen, er rede bisweilen zu viel.

Steffi Kruschel, 49, Leipzig

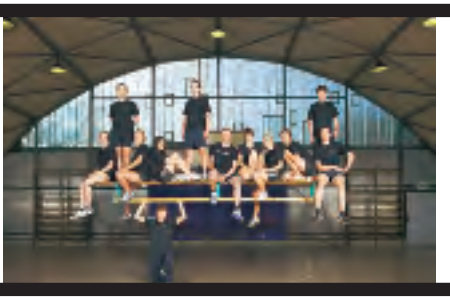
Jeden Freitagmorgen um sieben Uhr frühstückt sie mit den Teilnehmern des Planspiel-Projekts „Europaparlament“. Am Mittwochnachmittag steht sie mit der Koch-AG am Herd. Sie ist Vertrauenslehrerin, Personalratschefin, Beauftragte für Berufsorientierung, und wenn man sie fragt, wie viele Wochenstunden da zusammenkommen, kann sie das so genau nicht beantworten.

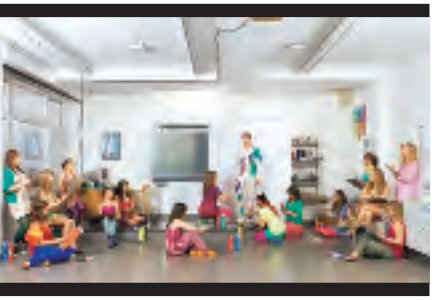
Seit 1984 ist Steffi Kruschel Lehrerin, nie wollte sie etwas anderes werden. Weil es am **Anton-Philipp-Reclam-Gymnasium** für ihre Fächer Deutsch und Geschichte keinen Bedarf gab, sattelte sie um auf GRW, Gemeinschaftskunde-Recht-Wirtschaft, noch einmal Studium, berufsbegleitend, „da musste ich durch“. Heute ist sie überzeugt, das „genialste Fach“ überhaupt zu unterrichten. Jede 9. Klasse lässt sie eine Partei gründen, jede 10. ein Unternehmen. Sie lässt Wahlkampf betreiben, Umsätze kalkulieren und Kredite beantragen bei der Kruschelbank. In jeder Stunde steht ihr MacBook auf dem Pult, sie erwischt jeden, der Hausaufgaben aus dem Internet kopiert. Sie predigt dann über Diebstahl geistigen Eigentums, „eigentlich sollte ich dich eine Runde übers Knie legen!“ Neue Technik, neue Medien, dafür kann sich Steffi Kruschel endlos begeistern, sie pflegt Facebook-Freundschaften mit Ehemaligen, schwärmt von „wunderbaren iPhone-Apps“ und stundenlangen Gameboy-Schlachten auf vergangenen Klassenfahrten. Ein Kumpeltyp sei sie trotzdem nicht, sagt sie, die Schüler wüssten, dass es eine Grenze gebe. Was sie an ihr schätzen: Vielleicht, dass ich diesen Job liebe, sagt Kruschel.

Michael Moje, 58, Hattersheim

Er muss etwas richtig gemacht haben: Als Michael Moje nach dem Referendariat der Einstellungsstopp traf, schrieben 1200 Schüler an den damaligen hessischen Ministerpräsidenten Börner einen Brief, der bis heute in Mojes Personalakte liegt: Man möge ihm bitte eine Stelle geben, an ihrer **Heinrich-Böll-Schule** in Hattersheim. Und Börner half. Moje, als arbeitsloser Lehrer in den Ferien in die Bretagne gereist, erfuhr verspätet von seiner Einstellung, fuhr die Nacht hindurch nach Hause und leistete in einem Hawaiihemd seinen Amtseid.

Lehrer – das war für den Schüler Moje, einst wegen Unbotmäßigkeiten als Schülerzeitungsredakteur von der Schule geflogen, lange ein Hassberuf. Einer, der ihm angetragen wurde, als er sich auf Drängen der Eltern bei der Berufsberatung einfand und unumwunden erklärte: Ich möchte die Welt verändern. Werden Sie doch Lehrer, gab der Berater zurück. „Ich wollt’s anders machen“, sagt Moje. Er nimmt sich Zeit für uns, sagen seine Schüler, er nimmt uns ernst. Und die, die im Deutschunterricht gerade noch mit Teenagerverachtung Gedichte eklig fanden, schwärmen: Immer kommt er organisiert in den Unterricht. Moje ist Rockmusiker mit eigener Band und sagt, er sei ein alter Hippie: „Liebe, Frieden, meinetwegen auch Naivität.“ Er gibt allen Schülern seine Handynummer, schafft ein Gleichgewicht aus ironischer Distanz und großer Nähe, kann Störungen mit Gleichmut begegnen. Verkündet noch, wenn die Unruhe in der Klasse am größten ist, man müsse sie lieben. „Ich unterrichte seit 1977“, sagt er, „mich stört gar nichts mehr.“ Nur das frühe Aufstehen.





Beate Gorges-Woll, 51, Lebach

An ihrem Geburtstag steht ihr Oberstufenkurs im Kunstsaal, überreicht Sekt und singt. Beate Gorges-Woll ist 51 Jahre alt geworden an diesem Tag, und dass Lehrer jung sein müssen, um Schüler zu erreichen, hält sie für Irrglauben: „Jugendliche Attraktivität ist ein Pluspunkt, aber wenn keine Substanz dahintersteckt, ist der Bonus schnell verbraucht.“ Die Lehrerin hütet noch eine Erinnerung aus Referendariatszeiten, als ihr Ausbilder nach einer Lehrprobe sein Urteil in einen knappen Satz kleidete: „Sie können das.“ Wer gut sein will, sagt Gorges-Woll, bei dem müssen sich Fach- und Sozialkompetenz die Waage halten, genau wie Nähe und Distanz zu Schülern. Seit 1987 unterrichtet sie am **Geschwister-Scholl-Gymnasium** in Lebach. Sie findet, es sei ein Vorteil, nicht auch noch im Ort zu wohnen, nicht alle Eltern zu kennen, etwas Abstand zu haben. Aber wenn der Kunstkurs Architektur bespricht, dann lädt sie daheim zur Hausbegehung ein. Und wenn sie jungen Kollegen einen Rat geben sollte, dann wäre es dieser: Nicht dem Ehrgeiz erliegen, alles 200-prozentig machen zu wollen. Nur wer lernt, mit seinen Kräften hauszuhalten, hält aus bis zur Pension. Was sie allein nicht lösen kann, dafür holt sie sich Hilfe: „Wir sind keine Psychologen.“ Und wenn sie wissen will, wie Mädchen mit 13 so ticken, dann tauscht sie, die Kinderlose, sich mit gestandenen Müttern aus. Von Kindern, findet sie, verlangt Schule oft zu viel. Was man anders machen müsste: Die Schüler nicht schon wie Studenten behandeln, die auf den Arbeitsmarkt fixiert sind und auf Zusatzqualifikationen. Ihnen Zeit lassen, Zeit und Muße zum Lernen.

Uwe Bauch, 49, Cottbus

Beliebtester Lehrer Brandenburgs zu sein: Das war ihm maßlos peinlich am Anfang. Ausgerechnet bei einer Konferenz erfuhr Uwe Bauch von der Wahl. Freuen konnte er sich erst, nachdem er alles überschlafen hatte. Es gibt so viele, die diesen Titel ebenso verdient hätten, sagt Bauch. An jeder Schule sind Leute, die mehr als ihr Bestes geben. Manchmal sagt er seinen Kollegen, wie viel Glück sie haben, am Gymnasium zu unterrichten. Bauch hat ein anderes Lehrersein kennengelernt. 1989 begann er an der Polytechnischen Oberschule Juri Gagarin in der Niederlausitz und blieb dort durchaus gern, bis die Schule 2005 schließen musste. 16 Jahre lang die ganze Bandbreite: Mobbing, Alkoholmissbrauch, Schüler, die im Unterricht schliefen, und solche, die dicke Akten bei der Polizei hatten. Bauch mittendrin. Gemeinsam mit Eltern und Kollegen mehr zu sein als nur Stoffvermittler, dafür sei er angetreten, sagt Bauch. Der typische Gymnasiallehrer, sagte ein Kollege einmal, sei er damit nicht. Das **Max-Steenbeck-Gymnasium** hat sich der Begabtenförderung verschrieben, in Mathematik, Naturwissenschaften, Technik, Spitzenleistungen bei Wettbewerben inklusive. Bauch liegt aber mehr an den kleinen Erfolgserlebnissen. Nicht nur bei solchen Schülern, die im Sport „was auf der Kirsche haben“, sondern gerade bei denen, die sich mit ein paar koordinativen Schwierigkeiten plagen und dann doch einmal einen Volleyball übers Netz bekommen. Die in Geschichte nie die Note Eins schaffen, sich aber über eine Zwei richtig freuen können. Wie Bauch über seine Spickmich-Note. Diese Eins, sagt Bauch, die liege ihm schon sehr am Herzen.

Jens Lange, 47, Lübeck

Schüler, glaubt Jens Lange, unterscheiden sehr bewusst zwischen beliebten Lehrern und kompetenten; solchen, über die es später heißt, man habe etwas gelernt bei ihnen. Im Gedächtnis bleiben jene, die an ihre Schüler glauben. Er selbst war kein sehr guter Schüler, und hätte es nicht zwei besondere Lehrer gegeben, er hätte es wohl nicht geschafft, sagt er heute. Der eine unterrichtete Deutsch, der andere Physik, sie standen hinter ihm, sie ließen ihn, den manchmal Schulmüden, nicht fallen. Irgendwann, sagt Lange, habe er eingesehen, dass die Schuld bei ihm zu suchen war. Heute predigt er seinen Schülern an der **Ernestinenschule**: Macht Hausaufgaben, lernt zusammen! Er hat seine Schüler ge-fragt, wie ein guter Lehrer sein müsse: fair, gerecht, authentisch, antworteten sie; einer, der nicht starr seinen Unterricht durchziehe. Hilfsbereit, aber kein Kumpeltyp. Einer, der Gren-zen setzen kann, Autorität ausstrahlt, aber keine Angst verbreitet. Lange findet viel von dem, was ihm wichtig ist, in dieser Wunschliste. Die Fairness, sich selbst immer neu zur Objektivität aufzurufen. Den Willen, sich nicht zu verbiegen. Ich bin kein Kumpeltyp, sagt Jens Lange. Keiner, der mit guten Noten um sich wirft. Eher einer, der mal auf den Tisch hauen kann. Einer, der sich seinen Idealismus bewahrt hat, aber jeden Anflug von Pathos sofort mit einem „Verflucht!“ punktiert. „Ich bin nicht der große Schülerretter, ich werde nie alle erreichen können“, sagt er. Aber wenn er es schaffe, dass die Schüler gerne kommen, dass sie mit einem Lächeln über den Schulhof gehen, dann, sagt er, sei das schon viel. Und verflucht wichtig.

Lehrerporträts: Constanze Kindel

IN SCHWEDEN KOMMT JETZT DAS NÄCHSTE SCHULEXPERIMENT INS STAATSFERNSEHEN. DIESMAL COACHEN LEHRER IHRE KOLLEGEN

Voraussetzung ist für lebenslanges Lernen – die letzte und am meisten missachtete Stufe der Lehrerverbesserung.

OB SICH EINE SCHULE und ihre Lehrer allerdings bewegen, hängt nach wie vor vom Engagement einzelner Schulleiter ab, vom Mut einzelner Kollegien. Und das ist zu beliebig, befindet Ludger Wößmann. Wer verharren will, hat in Deutschland nichts zu befürchten, klagt der Ökonom am Ifo-Institut in München. Kaum ein Bundesland setzte den Schulen Anreize, ihre Unterrichtsqualität systematisch zu verbessern.

Dabei haben Wößmann und andere Bildungsökonomen weltweit anhand unterschiedlicher Schulsysteme ermittelt, unter welchen Bedingungen Lehrer und Schüler Höchstleistung bringen. Was sie gefunden haben, entspricht einmal mehr den drei Prinzipien jedes Lernens: Autonomie, Feedback, Wettbewerb.

Autonomie: Überall dort, wo Schulen möglichst autonom sind, also Entscheidungen ohne Bevormundung durch Ministerien treffen, steigen die Schülerleistungen. In den Niederlanden und in Kanada etwa verfügen die Schulleiter frei über das Budget der Schule, sie stellen auch die Lehrer ein; andernorts, neben Finnland etwa auch in Schweden, können Direktoren ihre schwächsten Lehrer feuern – undenkbar in Deutschland.

Feedback: Mehr Selbstbestimmung macht nur Sinn, wenn Eltern und Schüler vergleichen können, wie die Schulen ihren Spielraum nutzen und welche Ergebnisse sie damit erzielen. Dazu sind, so Wößmann, standardisierte Vergleichstests notwendig – die zudem veröffentlicht werden müssen. In Schweden ist das selbstverständlich: Schüler und Eltern können die Leistung jeder Klasse einsehen und Lehrer daraus erfahren, ob und wo sie sich verbessern müssen. Eine Schuldirektorin dort wundert sich über Vorbehalte gegen solche Veröffentlichungen: „Ohne dieses Feedback wüssten wir doch gar nicht, wo wir stehen, wie gut wir sind."

Wettbewerb: Der dritte Anlass zur Selbstverbesserung der Schulen ist schlicht: Konkurrenz. Also sich dem Urteil von Eltern und Schülern stellen, weil sie andere Schulen bevorzugen könnten. Nur so wird der Anreiz zur Daueroptimierung im Schulsystem verankert. Lernende Lehrer an lernenden Schulen – das ist die Vision, die hinter Wößmanns Vorschlägen steckt.

MÜSSEN LEHRPLÄNE WIRKLICH ZENTRAL VORGEGEBEN WERDEN?

Sie würde auf einen einheitlichen Rahmen für Schulen hinauslaufen, nur damit diese darin möglichst unterschiedlich werden, nämlich angepasst an die Bedingungen und Wünsche vor Ort. Damit die Rütli-Schule in Neukölln die besten Lehrer anwerben kann (und entsprechend bezahlen), um tatsächlich bundesweite Spitze zu werden. Damit jede Schule ein eigenes, den Umständen angepasstes Profil erhält – und sei es ein breites, etwa auf dem Land, wo es nur wenige Schulen und geringe Konkurrenz gibt.

Sogar einheitliche, für alle zentral vorgeschriebene Curricula stünden dann zur Disposition; soll doch jede Schule, wie in Finnland, selbst entscheiden und sich regelmäßig dem Vergleich mit anderen stellen, in zentralen Abschlussprüfungen. Auch für Lehrer würde sich dadurch gewaltig viel ändern: DEN guten Lehrer müsste es nicht mehr geben. Nur noch den jeweils richtigen.

AN DER MICHAEL-SCHULE in Örebro dreht das schwedische Fernsehen mit Stavros Louca eine neue Schulserie. Diesmal unterrichten die Superlehrer nicht die Schüler, sondern die Lehrer. Als die neuen Folgen angekündigt wurden, haben sich viele Schulen im Land um die Hilfe der Starpädagogen beworben. Nun stehen diese im Flur und überlegen, welche Tipps sie jenen Lehrern geben können, die oft 20 Minuten jeder Stunde allein dafür benötigen, ihre Klasse ruhig zu bekommen. „Ein Drittel der Lehrzeit", rechnet Louca vor, „das verschwendet in drei Jahren ein Jahr Unterricht!" Und doch sind die Lehrer der Mikaelskolan die mutigsten des Landes: Ihre Hilflosigkeit entblößen sie vor einem Millionenpublikum. Eine 60-jährige Lehrerin, seit 30 Jahren im Schuldienst, sagt: „Ich kann nur besser werden, wir können alle nur profitieren." Es klingt, als müsse sie sich das immer wieder in Erinnerung rufen.

„Wir haben nichts zu verbergen", fügt die Direktorin hinzu. Die erste TV-Serie mit Louca und den anderen Lehrerstars hat sie aufgerüttelt. „Jetzt soll das Volk sehen: So ist die Realität an unseren Schulen. Wenn wir wirklich ernst nehmen, dass nicht die Schüler das größte Problem sind, sondern wir Lehrer uns verändern müssen – dann müssen wir uns jeder Kritik stellen."

Es ist noch nicht klar, ob die Serie auch in Deutschland ausgestrahlt wird. □

GEO-Autor Christoph Kucklick, *47, liebt es, sich bei seinen Recherchen durch meterweise Wissenschaftsliteratur und Studien zu fressen. Für GEO hat er aber auch schon große Länderreportagen geschrieben, etwa aus Südamerika oder von den Philippinen. Die Schweizer Fotografen* Ursula Sprecher *und* Andi Cortellini *werden auf Seite 136 genauer vorgestellt.*